



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sieht von denen, die ihm teuer waren. Ein mächtiger Stamm, überragt er immer noch hoch das rings um ihn aufgeschichtete Erdrreich, aber seine Wurzeln reichen tief hinab in den verschütteten Grund. Gern wendet er sich diesem Quell seines innern Lebens zu. „Es waren gute Tage, deren Erinnerung uns jetzt noch aufrichten muß,“ so schreibt Goethe drei Tage nach unserm Brief an den Rat Grüner in Eger.

Hans Vollmer



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schriften zur Religionswissenschaft. Der Schulrat, frühere Seminar-
direktor Gerhard Heine behandelt Das Wesen der religiösen Erfahrung
(Leipzig, E. Haberland, 1900) mit tiefem Verständnis und großem Fleiß, und
gewiß werden aus seiner Schrift viele Lehrer und Geistliche lernen, wie sie ihre
Schüler dazu anleiten sollen, religiöse Erfahrungen zu machen. Ob aber auf dem
hier gezeigten Wege in jungen Jahren gemachte religiöse Erfahrung den Stürmen
des reifern Alters standhalten wird, das ist die andre Frage. Denn der Verfasser
steht auf dem Dogma von der Verderbnis der ursprünglich guten Menschennatur
durch die Sünde, und der Annahme dieses Dogmas widerstrebt nun einmal die
heutige Welt. Nicht dieses bestreiten die Vernünftigen unter den Modernen, daß
Laster die Menschennatur verderben, das sieht man ja alle Tage, sondern daß die
Sünde etwas der Natur fremdes, erst nachträglich und zufällig in die Schöpfung
hineingekommenes sei. Unser Ansicht nach wird jedes gesunde Kind sündelos ge-
boren, wird aber durch Einwirkungen, die teils von der Natur, die niemals anders
gewesen sein kann, als sie heute ist, teils von der Gesellschaft ausgehn, in Schuld
verwickelt, die die weniger Glücklichen und Widerstandsfähigen in Laster und Ver-
brechen stürzt. Anzuerkennen ist, daß der Verfasser die natürliche Offenbarung
geltend und demgemäß auch die Heiden wirkliche religiöse Erfahrungen machen läßt.
Er schreibt u. a.: „Eine bußfertige religiös-sittliche Verfassung der Träger der christ-
lichen Bildung und des geistlichen Amtes sollte dahin führen, anzuerkennen, welche
herrliche Gestalten des religiös-sittlichen Lebens trotz ihrer unvollkommenen Er-
kenntnis Gottes uns auch bei den Heiden entgegentreten.“ Sehr deutlich sehen
wir den Zwiespalt zwischen der altkirchlichen Auffassung des Menschenwesens, die
von der lutherischen Orthodoxie sogar noch verschärft und vergrößert worden ist,
und einer keimenden neuen bei Luther selbst. Constantin von Rügelen hat
Luthers Auffassung der Gottheit Christi (Leipzig, Richard Wöple, 1901)
mit dem Motto *Ecce homo* dargestellt. Luther erklärt die philosophische Gottsucherei
geradezu für schädlich. Er will nichts wissen von dem *deus nudus*, *absconditus*
et *absolutus* der Philosophen und auch der Reformierten und kennt nur den *deus*
incarnatus, *vestitus* et *revelatus*. Christus habe dem Philippus auf seine Bitte:
Zeige uns den Vater, geantwortet: Wer mich siehet, der sieht den Vater. Es sei
dem Menschen nicht vergönnt, auf einem andern Weg in den Himmel zu klettern.
Eben darin habe die Sünde Adams und Evas bestanden, daß sie von dem Baum der
Erkenntnis essen, hinauffahren, den Kopf in den Himmel stecken und den verborgnen
Willen Gottes erforschen wollten. An die Gottheit Christi glaubt Luther felsenfest,

aber sie offenbart sich ihm nur in der Menschheit Jesu. Was Gott an sich ist, und was der Sohn Gottes vor seiner Menschwerdung gewesen ist, das kümmert ihn nicht; nur darum haben wir uns zu kümmern, was Christus für uns ist, indem er Sünde, Tod und Teufel überwindet, auch uns „vergottet“ und dadurch eben seine Gottheit offenbart. Luther glaubt auch an die Auferstehung und die Himmelfahrt, läßt sich aber auf das Grübeln darüber, wie sich die Sache zugetragen habe, nicht ein; die Bedeutung der biblischen Erzählung für unser Heil ist ihm das allein wichtige. Und in der Heilswirkung, die durch das Schriftwort vermittelt wird, liegt der Beweis für die Gottheit Christi, nicht in den Wundern, denn Wunder können Betrug sein. Damit hat Luther den richtigen Weg gezeigt: das Unerforschliche und die Anfänge sowohl der Welt als des Erlösungswerkes in dem Dunkel lassen, in das sie nun einmal gehüllt sind, und das Faßliche ergreifen: die Vergöttlichung der Menschennatur nach dem Vorbilde Christi und mit Hilfe seines Wortes anstreben. Nur geht er nach zwei Seiten hin zu weit: die philosophische Frage nach dem Urgrunde der Welt gar nicht aufwerfen wollen wäre unnatürlich, und daß die Heiden auch ohne Christus Gott finden konnten und zum Teil gefunden haben, lehrt Paulus im Römerbriefe und in seinen durch die Apostelgeschichte überlieferten Predigten zu Systra und Athen. Der Weg der Erfahrung aber, den Luther selbst gegangen ist, steht in heutiger Zeit den wenigsten offen. Er hätte ihn gar nicht gefunden, wenn er nicht Mönch gewesen wäre, denn nur im Kloster oder in klosterähnlicher Absperrung von der Welt kann sich ein so tiefes Schuldbewußtsein mit einem entsprechend starken Erlösungsbedürfnis entwickeln; die Masse der modernen Menschen kennt diese beiden Empfindungen gar nicht. Und der weltliche Sinn der modernen Menschen macht ihnen zusammen mit der modernen Naturerkenntnis und Psychologie und der reichen historischen Erfahrung eine Auffassung des Menschenwesens unmöglich, wie sie Luther bekundet, wenn er sagt, Christus habe gegessen, getrunken und in allem so gelebt wie wir, aber in keiner seiner Handlungen und Verrichtungen gesündigt, während wir in allen sündigten, weil er der gute Baum sei, wir aber schlechte Bäume seien. Eine Sichtung der Lehren Luthers wäre also eine sehr fruchtbare Arbeit. — Adolf Harnack hat zwei seiner geistvollen Schriften aus älterer Zeit, die unsrer Empfehlung nicht bedürfen, neu herausgegeben: Das Mönchtum, seine Ideale und seine Geschichte zum fünften mal, Martin Luther in seiner Bedeutung für die Geschichte der Wissenschaft und der Bildung zum dritten mal (beide Gießen, F. Rickersche Verlagsbuchhandlung, 1901). Luther, das ist der Kerngedanke der zweiten Schrift, habe nur mittelbar auf die Wissenschaft eingewirkt, aber dieses Mittelbare sei nicht das geringere, sondern das Größere; denn nicht der sei der Größere, der Neues entdecke, sondern der die Gefinnungen reinige, die Gemüter für die Wahrheit empfänglich mache und die von der Vergangenheit aufgehäuften Hemmnisse der Erkenntnis hinwegräume. Je größer die Fülle dessen ist, was Harnacks Meistererschaft in dem kleinen Schriftchen über das Mönchtum schön geordnet zu bieten verstanden hat, desto mehr bedauern wir, daß er es unterlassen hat, eine besonders für die deutsche Geschichte wichtige Thatsache hervorzuheben. Nämlich die, daß die ältesten Benediktinerklöster sozusagen mit dem Boden verwachsen waren. Sie standen nicht unter einem auswärtigen Obern, sondern waren Korporationen, deren jede sich selbst regierte und sich in der Regel aus dem Adel der Landschaft ergänzte, in der sie ihren Sitz hatte, und deren geistiges und wirtschaftliches Herz sie war. Dieser älteste Orden war also grundverschieden von den neuern „Kompagnien“ und Kongregationen; diese sind Regimenter, und ihre Klöster oder Kollegien kann man als Kasernen für die einzelnen Kompagnien bezeichnen. Sie stehn unter einem General oder Obersten, der seine Soldaten beliebig aus einer Kaserne in die andre ver-

setzen oder auch außerhalb der Kaserne verwenden kann. Garnack hat nun zwar diese neue Organisation beschrieben, aber die Bodenständigkeit der alten Abteien und Stifter nicht gebührend hervorgehoben und läßt die neue Organisation erst mit den Jesuiten beginnen, während sie schon 500 Jahre vorher mit der Cluniacenserreform begonnen hat, deren wesentliches darin bestand, daß alle Klöster, die dieselbe Regel annahmen, unter die Aufsicht des Abtes des Hauptklosters gestellt wurden. Von da schritt die Zentralisierung weiter fort bis zur Einsetzung eines in Rom residierenden Generals. Man sieht, die Entwicklung des abendländischen Mönchtums ist der der Gesellschaft vorangeeilt und für sie vorbildlich gewesen: aus den bodenständigen Gewerben, Korporationen, Milizen, Feudalheeren sind Industrieanlagen, Klassenvereine und Heere geworden, deren Mitglieder hin und her fluten und ohne Rücksicht auf ihren jeweiligen Aufenthaltsort von einem General kommandiert werden.

Dr. G. Carrington untersucht Das Gewissen im Lichte der Geschichte, der sozialistischen und der christlichen Weltanschauung (Berlin-Bern, Dr. John Edelsheim, 1901). Es ist eine sehr feine Studie; der Verfasser findet u. a., daß es Euripides sei, der zuerst das Gewissen entdeckt, oder wenigstens die Entdeckung befundet hat. Aber die sehr dankenswerte wissenschaftliche Leistung ist nicht das wichtigste an der Schrift; dieses besteht darin, daß sie in einem sozialistischen Verlag erschienen, und daß ihr Verfasser sowohl überzeugter Christ wie überzeugter Sozialist ist, beides, wie er versichert, aus Gewissenhaftigkeit; das zweite deswegen, weil die heutige Gesellschaftsordnung die Gerechtigkeit stärker verlege als irgend eine frühere, und weil die Konkurrenz auch den gerechtesten Menschen zwingt, Ungerechtigkeiten zu verüben. Carrington bekämpft auf das schärfste den philosophischen Materialismus und die materialistische Geschichtskonstruktion und schreibt Seite 96: „Vielleicht nie ist eine Volksklasse zu größeren Aufgaben berufen gewesen, wie heute das Proletariat. Das muß uns veranlassen, die sittlichen Kräfte, deren die Zukunft bedarf, in uns auszutragen. Ist der Wille dazu nicht da, dann pfeifen wir auf das ganze Gerede von sozialistischer Weltanschauung.“ — In dem Maße, als sich die führenden Geister und die Arbeitermassen von der Kirche abwenden, sucht das religiöse Bedürfnis in der Sektiererei und Schwärmerei Befriedigung. Sehr viel Anhang finden die Apokalyptiker. In England giebt ein Herr Baxter apokalyptische Flugschriften heraus und zwei Blätter, von denen das eine, der Christliche Herold, in 250 000 Exemplaren gedruckt wird. Das erfahren wir aus dem Büchlein: Das Ende der Welt nach der Schrift, der Wissenschaft, dem Volksglauben und den Berechnungen von L. Dahle, autorisierte deutsche Ausgabe von einem vornamenlosen Pastor Hansen in Hohenaspe (Leipzig, E. Ungleich, 1900). Der Verfasser beweist, daß es unmöglich sei, die Zeit der Wiederkunft Christi und des Weltuntergangs zu berechnen. Daß er es für sehr notwendig hält, der um sich greifenden Schwärmerei mit Beweisen und Belehrungen entgegenzutreten, ist ein Zeichen der Zeit. Der Reinertrag der Schrift fließt der norwegischen lutherischen Mission auf Madagaskar zu. — Unter dem Titel: Die Duldung im alten Ägypten liefert Dr. Franz Scheichel eine recht anziehende Studie über das ägyptische Religionswesen, die einem beinahe Lust macht, sich ein Schosßkrokodilchen anzuschaffen. Über die Duldung erfährt man nicht viel, weil der Verfasser, wie er am Schluß gesteht, selber nichts genaues weiß. Soviel scheint festzustehen, daß sich die alten Ägypter nicht durch Unduldsamkeit auszeichnet haben. — P. J. Möbius, ein Arzt, der schon verschiedene fachwissenschaftliche Sachen veröffentlicht hat, ist ein Jünger Zedners und stellt dessen Tagesansicht, über die wir schönes in Nr. 17 der Grenzboten gelesen haben, in Dialogen dar. Seiner Ansicht nach ist es nicht bloß schon Metaphysik, wenn ich voraussetze, daß das meinen Sinnen erscheinende Menschenwesen

ein dem meinen ähnliches Innenleben hat, sondern es ist sogar die ganze Metaphysik in nuce. Die Metaphysik ist aber keine Physik; alles erklären wollen, das System ausbauen, verlege die Schamhaftigkeit des Denkens. Die Metaphysik sei nur ein Ausblick in dämmernde Fernen und verliere sich notwendig in Ahnungen. Nach Anfang und Ende der Dinge dürfe man nicht fragen; die Biologen wüßten nicht, daß sie Metaphysik trieben, und eben deshalb trieben sie sie falsch. Die religiösen Schwierigkeiten unsrer Zeit werden ernstlich erwogen, ohne daß ein deutlich erkennbarer Ausweg gezeigt wird; besonders schlimm sei es, daß der Staat zur Heuchelei zwingt. Die drei Dialoge hat der Verfasser zusammen mit andern Aufsätzen unter dem Titel *Stachyologie* (warum nicht *Ahrenlese*?) herausgegeben (Leipzig, Johann Ambrosius Barth, 1901). Die Aufsätze behandeln psychiatrische Fragen, die Entartung, das Wesen des Talents, den Unterschied der Geschlechter, Einzelfragen aus dem Leben Goethes und Rousseaus, die Mäßigkeitsbewegung, und zeichnen sich durch die Gesundheit der Anschauungen des Verfassers aus. Eine kleine Abhandlung über die Heilung des Drestes kommt zu dem Ergebnis, daß es Goethen nicht gelungen sei, dem Vorgange den Charakter des Zaubenhaften abzustreifen, weil ihm der Gedanke, der ihm vorschwebte, nicht klar geworden sei, daß es nämlich die Vollbringung einer guten That, der Befreiung seiner Schwester ist, was sein Gewissen beruhigt. — F. Hörhager gehört zu den vermittelnden unter den Vertretern einer rein naturalistischen Weltanschauung, die als Ersatz für die Religion den Glauben an eine sittliche Weltordnung übrig lassen. Wie eine solche aus dem Urstoff, dem Äther, entstehen könne, vermag er in seiner Schrift: *Das Werden der Welt als Entwicklung von Kraft und Stoff*; ein Beitrag zur einheitlichen Weltanschauung (Leipzig, Ernst Günther, 1901) so wenig glaubhaft zu machen wie irgend einer seiner Vorgänger. Physiker und Chemiker werden seine folgerichtige Durchführung der Verdichtungstheorie mit Interesse lesen. Die Weltentwicklung hat nach ihm zwei Seiten: Verdichtung des Stoffs und Abnahme der Bewegung; der Verdichtung des Stoffs sind auch wir bis zu den schwereren Metallen willig gefolgt; als uns aber dann zugemutet wurde, den Geist als das Produkt der Abnahme der Bewegung zu verstehen, stand uns der Verstand still, sodaß wir nicht mehr zu unterscheiden vermochten, ob das Ende der Bewegung das Ende oder den Anfang des Geistes und damit des Verstandes zu bedeuten habe.

Feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln. Büchmanns „Geflügelte Worte“ sagen: „Sprüche 25, 22 steht geschrieben: Wer seinem Feinde Gutes thut, wird »Kohlen auf sein Haupt häufen«, d. h. er wird dessen Wangen vor Schamröte erglühen machen. Nach dem Apostel Paulus (Röm. 12, 20) zitieren wir die Worte so: Feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln.“ Professor Wilbeboer, in seiner Erklärung der Sprüche in Martis Handkommentar zum Alten Testament, bemerkt dagegen zu Sprüche 21 und 22: „Feurige Kohlen auf sein Haupt“ ist nicht ein Bild der Scham sondern der Reue. Man hat jedoch keinen Begriff, wieso der biblische Ausdruck, der ein geflügeltes Wort geworden ist, entstand. Vielleicht bringt eine Anregung, die von Professor von Dobschütz in Jena ausgeht, die Erklärung der biblischen bildlichen Redeweise. Der Jenerseher Gelehrte macht in einer Anzeige von Griffith, *Stories of the High Priests of Memphis*, in der Theologischen Literaturzeitung auf einen möglichen Zusammenhang der Redensart mit einem in der besprochenen ägyptischen Novelle vorkommenden Gebrauch aufmerksam. Wir wollen zu diesem Zweck kurz den Inhalt der einen von Griffith herausgegebenen in einem demotischen Papyrus enthaltenen Geschichte erzählen, damit der Zweck und Sinn des Gebrauchs klar wird. Heinrich Brugsch Pascha hatte 1865 bis 1867 die Geschichte von Setne Khamuas und Meneserkaptah im Museum von Bulacq schon publiziert

und überseht, aber jetzt erst mit dem Fortschritt der Ägyptologie kann Griffith sichere Lesung und Übersetzung bieten: Setne Khamuas, der Sohn des Pharao Nermara, lebte ganz der Wissenschaft und der göttlichen Lehre, zu diesem Zweck durchforschte er die Schriften der Vorfahren. Einst hörte er von der Existenz eines Buches, das Toth, der Gott der Litteratur, der Wissenschaften und der Magik, selbst geschrieben hatte, und brachte auch in Erfahrung, daß in der Totenstadt von Memphis, in dem Grab von Neneferkaptah, dem Sohne eines Pharaos, das Buch gefunden werden könne. Es gelang ihm, das Grab zu identifizieren, er dringt ein in Begleitung seines Bruders Anherru und findet da die Geister Neneferkaptahs, von dessen Gattin und Schwester Ahure und dessen Kind Merab. Das Buch liegt bei ihnen, aber sie wollen es Setne nicht überlassen, haben sie doch mit ihrem Lebensglück dafür bezahlt. Es würde zu weit führen, wollten wir Ahures wunderbare Lebensgeschichte und ihr Liebesleid, die sie erzählt, um den Eindringling von der Besitzergreifung des Buches abzuhalten, wiedergeben. Zuerst spielt Setne mit dem Geiste des verstorbenen Pharaosohnes Neneferkaptah um das Buch das „Zwei- und fünfzigspiel,“ ein Brettspiel (also sehen die 52 Blatt der Whistkarte auch auf dreitausendjährige Vergangenheit zurück); da er verliert, nimmt Setne das Buch nach verschiedenen Erlebnissen mit den Geistern mit Gewalt und kehrt zur Oberwelt zurück. Hier leidet Setne unter furchtbaren und schrecklichen Visionen, bis er das Buch in das Grab zurückbringt; und hierbei ist nun der Gebrauch erwähnt, von dem Dobschütz annimmt, daß die Redensart: „Feurige Kohlen sammeln“ damit in Beziehung gebracht werden könne. Zuerst sagt IV, 36 Neneferkaptah zu Ahure (d. h. ihre Geister sprechen so): „Sei nicht traurig in deinem Herzen; ich bringe es fertig, daß er das Buch wiederbringt, einen Gabelstock in der Hand und ein Becken voll feuriger Kohlen auf dem Kopf.“ Und auch Setnes Vater, der Pharao, will ihn dazu veranlassen, mit dem Gabelstock und den feurigen Kohlen auf dem Haupte zu bereuen. Jedoch erst nach den beängstigenden Visionen entschließt er sich, das zu thun, und so heißt es V, 38 und 39, nachdem der Pharao ihn nochmals aufgefordert hatte: „Setne ging fort von dem Pharao, einen Gabelstock in der Hand und ein Rauchfaß voll feuriger Kohlen auf dem Haupte. Er ging hinab zu dem Grab von Neneferkaptah, und Ahure sagte: Setne, der große Gott Ptah hat dich am Leben erhalten.“ — Griffith sagt in einer Anmerkung, daß Gabelstock und Feuerreimer Tortur- und Strafinstrumente gewesen sein mögen; sie sind sonst nirgendwo erwähnt. Der Bereuende trägt die feurigen Kohlen auf dem Haupte als symbolisches Strafinstrument. Mit dem Ausdruck „Feurige Kohlen auf eines andern Haupt sammeln“ war daher wohl ursprünglich gesagt, daß der Geschädigte den Schädigenden zur Reue und Umkehr bringt. Auch Wildeboer hat ja das Bild der Reue in dem biblischen Ausdruck gefunden. Wir hoffen den kurzen Hinweis von Dobschütz in der Theologischen Litteraturzeitung richtig verstanden zu haben.

m.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig